

Rezensionen

Ekkehard König & Volker Gast: Understanding English-German Contrasts. Berlin: Erich Schmidt 2007 (Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik 29). XIV + 285 Seiten.

STEFANIE OCHEL

Das vorliegende Buch bietet erstmals eine umfassende kontrastive Darstellung des Englischen und des Deutschen. Schon im Titel klingt an, dass es dabei um mehr geht als um die bloße Gegenüberstellung unterschiedlicher, aber vergleichbarer Erscheinungen in beiden Sprachen. Es geht um das Verstehen der Kontraste auf der Grundlage der jeweiligen typologischen Eigenschaften. So soll ermöglicht werden, die Unterschiede zwischen den nahverwandten Sprachen nicht isoliert, sondern mit Bezug auf das jeweilige Sprachsystem zu erfassen.

Adressaten des Buches sind Linguistik-Studierende, Studierende beider Sprachen sowie der Übersetzungswissenschaft; außerdem sollen die Erkenntnisse für die Fremdsprachendidaktik nutzbar sein. Die Autoren geben an, dass es nach zwei bis drei einführenden Linguistikkursen für die Zielgruppe verständlich sein müsste.

Das Buch ist in 14 voneinander unabhängige Kapitel gegliedert. Am Ende jedes Kapitels gibt es eine Zusammenfassung der wichtigsten Kontraste und eine Reihe interessanter Übungsaufgaben, die sich sehr gut zur Reflexion des Gelesenen eignen und manchmal Anregungen für weiterführende Untersuchungen bieten. Ein Stichwortindex fehlt leider; dieser Mangel wird aber durch das detaillierte Inhaltsverzeichnis und die Stichwörter am Rand beinahe ausgeglichen.

Das erste Kapitel bietet eine Einführung in die Geschichte der kontrastiven Linguistik sowie die Hauptkritikpunkte am kontrastiven Programm. Es folgt die Darstellung der Vorgehensweise, sowie eine Begründung für Auswahl und Auslassung bestimmter Inhalte; danach erläutern die Autoren, wie auf den verschiedenen Sprachebenen Vergleichbarkeit hergestellt wird. Sie bedienen sich dabei des Handwerkszeugs der Typologie und nutzen für den Sprachvergleich sowohl onomasiologische als auch semasiologische Zugänge.

Die Autoren berücksichtigen in ihrer Untersuchung alle Ebenen des Sprachsystems, gehen dabei sehr gründlich vor und bieten in den meisten Fällen eine sehr differenzierte und aufschlussreiche Darstellung der einzelnen Phänomene. Im Folgenden werde ich einen Überblick über die behandelten Themen geben und dabei einzelne Abschnitte herausgreifen, die mir diskussionswürdig oder besonders lobenswert erscheinen.

Die Analyse beginnt mit der Ebene der Phonologie: Das zweite Kapitel behandelt die Phoneminventare beider Sprachen und das dritte Kapitel die Bereiche Phonotaktik und Wortakzent. Dabei werden auch die Standardvarietäten des amerikanischen und des schottischen Englisch einbezogen. Zu loben sind hier die kleinschrittige Darstellung und die tabellarischen Übersichten am Ende jedes Abschnitts.

Das vierte Kapitel ist der Flexionsmorphologie gewidmet. Im Abschnitt zur deutschen Nominalflexion scheint die Behandlung des Genus in Anbetracht der Lernschwierigkeiten zu kurz gekommen; außerdem hätten die Autoren auf die marginalen *-mut*-Bildungen (im Introversion/Extroversion-Konzept von Köpcke & Zubin 1989) zugunsten der Nennung weiterer Prinzipien für die Genuszuweisung verzichten können. Bei der Darstellung der englischen Flexion sind die Diskussionen zum „Kasussystem“ und zur Adjektivflexion hervorzuheben. Interessant sind die Beispiele zur Verwendung der englischen Pronomina. Sie machen deutlich, dass die Wahl der Pronominalformen nicht nur durch die Argumentstruktur des Verbs, sondern häufig auch prosodisch-stilistisch gesteuert wird (*Me betray my best friend – never!*). Diese Beispiele, sowie die Tatsache, dass das Suffix *-s* des sächsischen Genitivs nicht nur an Wörter, sondern auch an Phrasen angehängt werden kann, zeigen, wie problematisch es ist, im Englischen ein (morphologisches oder pronominales) Kasussystem anzusetzen. Außerdem zeigen die Autoren die ökonomische Struktur der englischen Verbalflexion, indem sie ausführlich die synkretische *ing*-Form und ihre zahlreichen Funktionen erörtern.

Das fünfte Kapitel behandelt Tempus und Aspekt. Beide Bereiche bereiten den Lernern erfahrungsgemäß Schwierigkeiten: Tempus für beide „Lernrichtungen“, Aspekt besonders für deutschsprachige Lerner des Englischen. Die Unterschiede zwischen dem deutschen Perfekt und dem englischen *Present Perfect*, die eine wichtige Fehlerquelle im Bereich Tempus ausmachen, werden zwar recht knapp, aber systematisch und verständlich dargelegt. Der Abschnitt zum *Progressive*-Aspekt wird der Komplexität des Themas m. E. nicht ganz gerecht. Er ist sehr kurz und bleibt eher an der Oberfläche, so geht die Darstellung kaum über die Erläuterungen in einer Schülergrammatik hinaus. Die Autoren verzichten bewusst auf eine Erörterung der Diskussion, ob das *Present Perfect* nun eher dem Tempus- oder dem Aspektsystem zugerechnet werden sollte. Wenngleich die Begründung – keine Relevanz für das Ziel der

kontrastiven Analyse – nachvollziehbar ist, erscheint das Aspekt-Kapitel nicht zuletzt durch die Nicht-Einbeziehung des *Perfect* ein wenig knapp; die untersuchten Beispiele enthalten fast ausschließlich Beispiele im *Present* oder *Past Progressive*. Besondere Schwierigkeiten für deutsche Lerner entstehen meiner Erfahrung nach durch die Kombination des *Progressive Aspect* und der *Perfect Tenses*; Beispiele hierfür fehlen völlig.

Im sechsten Kapitel vergleichen die Autoren die Markierung grammatischer Relationen in beiden Sprachen. Es wird deutlich, dass das englische Subjekt viel offener für verschiedene semantische Rollen ist als das deutsche. Interessant ist die Diskussion der Existentialsätze im Englischen, die auch im zehnten Kapitel weitergeführt wird. Überraschend, aber plausibel erscheint der Schluss, dass in *There is/are ...*-Konstruktionen *there* das Subjekt ist, und zwar weil es nicht nur die Subjektposition einnimmt, sondern auch bei allen relevanten Tests (*Inversion*, *Question Tags*, *Raising*) als Subjekt erscheint. Zwar könnte aufgrund von Kongruenzerscheinungen auch das Prädikatsnomen als Subjekt eingestuft werden (*There is a cat/are two cats*), doch zumindest die gesprochene Sprache erlaubt hier auch eine abweichende Konstruktion: *There's five students in the room*. Aus kontrastiver Sicht ist besonders interessant, dass die Numeruskongruenz hier nur eine untergeordnete Rolle spielt, während sie im Deutschen als einer stärker synthetischen Sprache ein zentrales Kriterium zur Subjektidentifikation ist.

Das siebte Kapitel ist den internen und externen Possessor Konstruktionen gewidmet. Im Englischen werden Possessor und Possessum in einer NP kodiert, gleichgültig, ob es sich um veräußerliche oder unveräußerliche Besitzverhältnisse handelt: *He washed her dog* vs. *He washed her hair*. Im Deutschen werden Possessor und Possessum in zwei separaten Nominalphrasen kodiert, wenn das Possessum ein Körperteil ist oder durch metaphorische Extension als zur Person gehörig aufgefasst werden kann (*extended personal sphere*): *Er wäscht ihren Hund* vs. *Er wäscht ihr die Haare*. Interessant ist besonders, dass die Wahl einer internen oder externen Konstruktion eine funktionale Differenzierung ermöglicht: *Es regnete in mein Zelt* vs. *Es regnete mir ins Zelt*. Im ersten Fall entsteht der Eindruck, dass sich der Sprecher zum Zeitpunkt des Regens nicht im Zelt befand.

Im achten Kapitel geht es um das Genus Verbi. Die Autoren bieten hier eine gründliche Darstellung der verschiedenen Passivkonstruktionen im Deutschen (*werden*, *bekommen*, *gehören*; Zustandspassiv, modale Infinitivkonstruktionen) und im Englischen (*be*, *get*), sowie der zentralen Unterschiede zwischen beiden Sprachen, etwa hinsichtlich der Verbargumente, die Subjektstatus einnehmen können.

Das neunte Kapitel behandelt den Bereich der Reflexivität. Die als Reflexivpronomina bezeichneten Einheiten ähneln sich in ihrer reflexiven Verwendungsweise; jedoch weisen sie in beiden Sprachen zusätzliche Funktionen auf, für die es in der anderen Sprache keine Entsprechung gibt. Die Autoren zeigen, dass zwischen einzelnen Kontrasten implikative, historisch begründbare Zusammenhänge bestehen.

Das folgende zehnte Kapitel ist der Wortstellung gewidmet. König und Gast vergleichen sehr differenziert die Wortstellung in englischen und deutschen Sätzen und Phrasen. Hier möchte ich nur auf die Darstellung der Grundwortstellung eingehen. Während Englisch (relativ) problemlos als SVO gekennzeichnet werden kann, entzieht sich das Deutsche einer eindeutigen Einordnung: Im untergeordneten Nebensatz finden wir SOV, im Hauptsatz steht das finite Verb an zweiter Stelle. König & Gast argumentieren, wie viele Generativisten (vgl. die Beiträge in Lang & Zifonun 1996), für die Annahme, dass SOV grundlegend und alle anderen Stellungen davon abgeleitet seien. Für jemanden, der zum ersten Mal mit dieser Diskussion konfrontiert wird, ist diese Auffassung vielleicht nicht plausibel; insofern hätte man sich hier eine etwas ausführlichere Argumentation gewünscht, die auch auf die Implikationen der jeweiligen Wortstellungstypen eingeht und zeigt, dass eine Einordnung von Deutsch als SOV nicht unproblematisch ist (kopffinale vs. kopffinitiale Sprachen). Aufschlussreich in Bezug auf die Unterschiede in der Grundwortstellung ist jedoch der Abschnitt zur Anordnung der Adverbiale relativ zum Vollverb (181 f.). Um den komplexen Verhältnissen in der deutschen Wortstellung (besonders dem Spezifikum Verbklammer) gerecht zu werden, wäre es hilfreicher gewesen, Deutsch als Mischtyp zwischen VO und OV zu klassifizieren, zumal jüngere Entwicklungen (Verbzweitstellung nach *weil, obwohl, wobei*) eher auf den kopffinitalen Typ hindeuten.

Im folgenden Kapitel zu *wh-Movement* und Relativierung zeigen die Autoren, dass *wh-Movement* im Deutschen deutlich stärker restringiert ist, wobei allerdings bei einigen Beispielen die Kategorisierung als „strictly ungrammatical“ nicht ganz überzeugt, z. B. in **Was dachte Hans, dass ich reparierte?* (195). M. E. kommen solche Äußerungen vor, wenn auch marginal: *Was du nicht willst, dass man dir tu ...*; übrigens auch in einer Othello-Übersetzung auf der Internetseite des Gutenberg-Projekts: *Rodrigo: Was denkst du, daß ich thun will?*

Im Kapitel zu den nicht-finiten Nebensätzen behandeln die Autoren Raisingstrukturen, Kontrollphänomene und adverbiale Partizipialkonstruktionen. Dabei zeigen sie, dass das Englische deutlich mehr Raisingprozesse erlaubt als das Deutsche und dass andererseits Kontrollverschiebung bei bestimmten Verben im Deutschen üblicher ist als im Englischen.

Das dreizehnte Kapitel ist den Unterschieden im Lexikon gewidmet. Besonders der Verbalwortschatz weist sehr interessante Kontraste auf, z. B. bei den Bewegungsverben: Während es im Englischen, wie in den romanischen Sprachen, viele Verben gibt, die die Bewegungsrichtung kodieren, wird in den deutschen Verben meist die Art der Bewegung kodiert; die Richtung muss durch zusätzliche Partikeln angegeben werden. Die englischen Verben weisen in einigen Bereichen Unterspezifizierung auf, in denen das Deutsche mehr Unterscheidungsmöglichkeiten bietet; so wird bei deutschen Verben häufig durch Präfixe oder Suppletion zwischen effizierten und affizierten Objekten unterschieden, was im Englischen nicht der Fall ist. Schließlich bieten die Autoren auch eine sehr ausführliche und aufschlussreiche Diskussion der Fokus- und Modalpartikeln.

Im letzten Kapitel formulieren die Autoren einige Generalisierungen und geben Erklärungen für die Kontraste. Einige Kontraste in den Bereichen Phonologie und Morphologie werden durch Sprachkontakte erklärt. Besonders interessant ist die Schlussfolgerung, dass die größere Freiheit, die das Englische bei der Besetzung der Subjektposition bietet, aus dem Abbau des Kasussystems und daraus folgender Reanalyse resultiert: *Hans wuchs ein Bart* → *Ihm wuchs ein Bart* vs. *John grew a beard* → *He grew a beard*. Die Beibehaltung bzw. der Verlust von Kasusunterscheidungen ist wohl auch verantwortlich für die unterschiedlichen Regeln zur Passivbildung: Deutsch: AKK → Subjekt; Englisch: Das erste postverbale Element wird in die Position vor dem finiten Verb gerückt.

Abschließend lässt sich festhalten, dass den Autoren mit diesem Buch eine sehr gründliche und erhellende Darstellung der Kontraste zwischen dem Englischen und dem Deutschen gelungen ist. Das Buch bietet viele interessante Einblicke in den Gegenstand der Sprachtypologie, wenngleich kritisch anzumerken ist, dass für das Verständnis einiger Abschnitte ein Vorwissen erforderlich ist, das sicher nicht alle Studenten nach dem Besuch zweier Einführungsveranstaltungen aufweisen.

Stefanie Ochel

Helsinki (stefanie.ochel@helsinki.fi)

Literatur

- Köpcke, Klaus-Michael & David A. Zubin (1989). Affect classification in the German gender system. *Lingua* 63: 41–96.
- Lang, Ewald & Gisela Zifonun (Hgg.) (1996). *Deutsch – typologisch*. Berlin, New York: de Gruyter.

Beate Rues, Beate Redecker, Evelyn Koch, Uta Wallraff & Adrian P. Simpson: Phonetische Transkription des Deutschen. Ein Arbeitsbuch mit CD. Tübingen: Narr 2007 (narr studienbücher). VIII + 155 Seiten.

MICHAEL SCHÜMANN

Phonetische Transkription gehört für Germanistikstudenten im Allgemeinen eher zu den unliebsamen Überraschungen in den ersten Semestern. Gleichwohl zählt sie zu den Standardaufgaben in Klausuren und Prüfungen. Für ein neues Arbeitsbuch zur phonetischen Transkription sollte also ein guter Absatzmarkt vorhanden sein, zumal bisher verfügbare Titel (Dittmar 2004, Vieregge 1989) kaum für Einführungszwecke geeignet sind. Am besten verwies man zu Übungszwecken bisher auf das Duden-Aussprachewörterbuch (zuletzt Duden 2005a; Rues et al. zitieren die vorletzte Auflage), dessen Einleitungskapitel und Transkriptionskonventionen jedoch nur die wenigsten gelesen haben dürften. Es ist daher zu begrüßen, dass jetzt ein multimediales Arbeitsbuch einer Gruppe Jenaer und Dresdner Sprach- und Sprechwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler (Beate Rues, Beate Redecker, Evelyn Koch, Uta Wallraff, Adrian P. Simpson) diese Lücke schließt. Eine beiliegende CD enthält Tonaufnahmen, die im Buch analysiert und transkribiert werden. Rues et al. machen ernst mit dem selbstverständlichen Anspruch, dass die Lehre von gesprochener Sprache auch wirklich im akustischen Medium stattfindet.

Das Buch besteht grob aus drei Teilen: Zunächst ein kurzer Theorie-Teil, der u. a. eine Übersicht über die verwendeten IPA-Symbole gibt und Varietätenkonzepte wie „Standardaussprache“ diskutiert. Der anschließende erste Hauptteil beschäftigt sich mit der deutschen Standardaussprache und trainiert eine eher breite Transkription (jedoch schon enger als im Duden-Aussprachewörterbuch). Im zweiten Teil werden dann umgangssprachliche und dialektale Tonproben zugrunde gelegt und relativ eng verschriftlicht. Die beiden Hauptteile werden mit Übungsaufgaben vertieft, Lösungen befinden sich im Anhang.

Aus dieser Zusammenfassung mag bereits deutlich werden, was dieses Buch *nicht* enthält: Es vermittelt weder phonetische Grundlagen, noch zeigt es auch nur ansatzweise den Zusammenhang zum phonologischen Blickwinkel auf (wie es etwa Pompino-Marschall 2003: 9 tut). Das kann als solches keine Kritik sein, denn nichts anderes wird durch den Titel und durch das Vorwort vorgegeben. Inwieweit es sinnvoll ist, auf eine explizitere Einführung etwa artikulatorischer Termini so weitgehend zu verzichten, kann im Einzelfall jedoch fraglich sein. Beispielsweise wird nebeneinander von gespannten/ungespannten Obstruenten (16), von Fortis/Lenis und stimmhaft/stimmlos gesprochen, ohne dass diese Begriffe thematisiert würden.

Angesichts des auffälligen Verzichts auf phonetische oder phonologische Erläuterungen ist nicht ganz einzusehen, warum im Einleitungskapitel Ausführungen zur deutschen Graphematik nötig sind. Um auf die grundsätzliche Nicht-Eindeutigkeit der Laut-Buchstaben-Zuordnung aufmerksam zu machen, hätte ein kürzerer Verweis wohl genügt. Je nachdem, inwieweit man den Fremdwortschatz miteinbeziehen möchte, ist die Auflistung der Korrespondenzen ohnehin nicht vollständig (z. B. [t] → <th> in *Theater*). Am Rande wird in diesem Zusammenhang die Auseinandersetzung zwischen Ramers und Eisenberg zur Funktion der Geminatbildung der Konsonantengrapheme angesprochen (*Mutter*). Ramers (1999a, 1999b) geht davon aus, dass die Geminatbildung die Kürze des vorhergehenden Vokals anzeigt, während Eisenberg (1999) die primäre Funktion darin sieht, ein Silbengelenk graphisch zu linearisieren. Rues et al. resümieren lapidar: „Beide Herangehensweisen haben ihre Berechtigung und keine der Herangehensweisen kommt ohne die Angabe von Ausnahmen aus“ (15). Von dem erbitterten Schlagabtausch in der Fachliteratur, der nicht ohne den Zusammenhang der Rechtschreibreform-Debatte gesehen werden kann und von Eisenberg (2000) explizit auf eine politische Ebene gehoben wird, macht sich der unwissende Leser anhand eines solchen Konsensschlusses keinen Begriff.

Der Aufbau des Buches unterstreicht die zentrale Bedeutung, die Rues et al. der Varietätenproblematik beimessen. Der bereits im Vorwort gegebene Hinweis auf die unvermeidliche „Konfrontation mit einer Vielzahl von Aussprachevarianten“ und das damit verbundene „Problem der Einordnung und Bewertung verschiedener Ausspracheformen“ (1) schließt die unangemessene Verabsolutierung einer einzelnen Aussprachenorm aus. Rues et al. arbeiten dann mit einem dreistufigen Modell aus Standardaussprache, Umgangssprache und Dialekt; die Standardaussprache wird noch einmal zweigeteilt in eine gehobene Ebene (etwa beim Rezitieren von Gedichten) und eine Gesprächsebene – eine mögliche Unterteilung, wenngleich die von Duden (2005a: 64) vertretene Lösung, die ohnehin eher marginale Überlautung von der Standardaussprache auszunehmen, nicht weniger plausibel erscheint. Umgangssprachen fassen Rues et al. als „großräumige Regionalstandards“ (23) auf – Fränkisch, Schwäbisch, Thüringisch wären in diesem Sinne Umgangssprachen, Dialekte sind dagegen noch kleinräumiger. Auch diese Begriffsverwendung wird erläutert und ist damit transparent, auch wenn „Umgangssprache“ anderswo nicht regional definiert wird.

Insgesamt sind die z. T. recht detaillierten Ausführungen zu einzelnen Umgangssprachen/Dialekten vergleichsweise unproblematisch im Vergleich zur Standardaussprache: Man transkribiert, was man hört und muss sich nicht über den Status oder die Realität der Varietät den Kopf zerbrechen. Die Standardaussprache ist dagegen viel schlüpfriger. Rues

et al. gehen so vor, dass sie einen Katalog von Merkmalen (z. B. Realisation von <ig>) angeben, die sie auch ganz explizit als normative Regeln bezeichnen (auf S. 1 auch als „präskriptiv“). Gerade für Studenten, denen es um das Einüben der Transkription geht, ist das eine praktikable Lösung. Unterscheiden sich die Tonaufnahmen von den gesetzten Konventionen, wird das als Abweichung von der Standardaussprache gewertet. Als normative Regeln sind die aufgeführten Normen eigenmächtige Festlegungen. Gleichzeitig legen Rues et al. jedoch auf die Anbindung an die Sprechwirklichkeit Wert, sie möchten die Standardaussprache nicht als „Fiktion“ oder „unerreichbares Ideal“ (23) verstanden wissen. Hier stellt sich dann doch unweigerlich die Frage nach dem Status der Regeln.

Im Zusammenhang mit den Tonaufnahmen müssen Rues et al. ihre normativen und „allgemeingültigen situationsunabhängigen Ausspracheregeln des Deutschen“ (70) modifizieren: Im standardsprachlichen Gespräch sei etwa auch die *r*-Vokalisierung nach Kurzvokal in der Koda (*fort* [fɔ̯ɐ̯t], *Turm* [tʊ̯ɐ̯m]) möglich (konsonantisches *r* nach langem [a:] wie in *paar* dagegen wird nicht eingeräumt). Der Begriff der Standardaussprache bleibt damit schillernd, wenn einerseits normativ genau festgelegt sein soll, was dazugehört und was nicht, sie aber andererseits empirisch fundiert sein soll. Dem Leser sollte klar sein, dass die Standardaussprache mehr ist als eine Ansammlung präskriptiver Normen, sondern dass sie in irgendeiner Form in den Köpfen der Sprecher verankert ist (sinnvoll daher die von Duden 2005b: 51 verwendete „Explizitlautung“). Doch je näher man ihr kommen möchte und sie auf Tonband festhalten möchte, desto mehr entweicht sie – eine Art sprachliche Unschärferelation.

Die Darstellung ist grundsätzlich segmentalphonetisch orientiert, wobei auch silbenbezogene Aussagen nicht fehlen (die Unterscheidung von silbischen/unsilbischen Vokalen und Konsonanten wird ausführlich besprochen). Gelegentlich wäre jedoch eine noch deutlichere Bezugnahme auf silbische oder phonotaktische Regularitäten wünschenswert. Das Ausbleiben der Auslautverhärtung in Fällen wie *Handlung* vs. *handlich* (mit Auslautverhärtung) wird rein axiomatisch erklärt: „Folgen auf [b d g] im Wortstamm [l], [ʀ] oder [n] und folgt auf diese Lautverbindung ein Suffix, tritt keine Auslautverhärtung ein“ (35). Damit wird wenig erklärt; tatsächlich ist die Frage, welcher Plosiv gewählt wird, abhängig von der Lage der Silbengrenze (vgl. Eisenberg 2006: 134 f.). Der Fall ist deshalb so interessant, weil hier Schemakonstanz (Ausbleiben der Auslautverhärtung) und Wohlgeformtheitsbedingungen der Folgesilbe (durch [han.dlɔ̯ŋ] entsteht ein nicht wohlgeformter Anfangsrand) in Konflikt treten. Sieht man [handlɔ̯ŋ] als Standardaussprache an (wie auch Duden 2005a), siegt die Onsetmaximierung über die Phonotaktik. Nebenbei: Wo

Syllabierung demonstriert werden soll, wäre sinnvollerweise auf der Segment-Ebene phonetische Umschrift zu wählen. Auf S. 30 syllabieren Rues et al. *Abend* in orthographischer Form, wobei sich ergibt, dass die erste Silbe keinen Anfangsrand aufweist. Ansonsten ist der wortinitiale Knacklaut dagegen konsequent transkribiert.

Das Buch ist vorbildlich redigiert und weist nur wenige orthographische Fehler auf (S. 81: *dass*; S. 78, 85: Plural von *Partikel*). Einzelentscheidungen der (engen) Transkription hier zu diskutieren wäre müßig. Ganz frei von Fehlern oder Unachtsamkeiten ist der Textteil zwar nicht (z. B. S. 29: Wieso [y:] in *Küche*? S. 33: Akzentzeichen bei *herein*), erheblich sind sie jedoch nicht. Lediglich die Transkription der Akzente ist nicht nachvollziehbar: Im Allgemeinen werden Hauptakzente bei mehrsilbigen Wörtern markiert, häufig jedoch auch bei einsilbigen, während sie bei anderen mehrsilbigen fehlen. Der Textteil ist durchgängig gut lesbar geschrieben. Die breiten Transkriptionen sind kompatibel mit Referenzwerken (wie Duden 2005a) und anderen Einführungen. Die Kapitel zur engen Transkription sind detailreich und sehr anspruchsvoll, was das verwendete IPA-Inventar angeht; ihre Lektüre ist nur nebeneinander mit dem Hören der Tonaufnahmen sinnvoll. Die eingesprochenen Aufnahmen sind von guter Qualität, nur selten fallen Beispiele wegen ihrer Künstlichkeit auf (S. 50: *nicht nur Weiße sind weise*).

Fazit: Das Buch kann ein nützliches Hilfsmittel sein für Studenten mit ganz unterschiedlichen Ansprüchen: Vielfach werden nur Kenntnisse in einer breiten Transkription standardsprachlicher Äußerungen benötigt – in dem Fall kann man sich auf diesen Hauptteil des Buches beschränken. Wie die Transkription umgangssprachlicher oder dialektaler Äußerungen aussehen kann, kann der Interessierte dann im zweiten Hauptteil erfahren. Die begleitende Audio-CD ist sehr dienlich. Jedoch muss klar sein, dass das Arbeitsbuch nicht weniger, aber auch nicht mehr als phonetische Transkriptionspraxis vermittelt. Es regt zum Nachdenken über die Frage nach der deutschen Standardaussprache an – wer hier auch nur Teilantworten gewinnt, hat schon viel gelernt.

Michael Schümann

Bern (michael.schuemann@germ.unibe.ch)

Literatur

- Dittmar, Norbert (2004). *Transkription. Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien*. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Duden (2005a). *Aussprachewörterbuch*. Bearbeitet von Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. 6., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Mannheim: Dudenverlag.
- Duden (2005b). *Die Grammatik*. Hrsg. von der Dudenredaktion. 7., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim: Dudenverlag.

- Eisenberg, Peter (1999). Vokallängenbezeichnungen als Problem. *Linguistische Berichte* 179: 343–349.
- Eisenberg, Peter (2000). Regeln und regeln lassen: Geminate und Politik. *Linguistische Berichte* 181: 119–121.
- Eisenberg, Peter (2006). *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort*. 3., durchgesehene Auflage. Stuttgart–Weimar: Metzler.
- Pompino-Marschall, Bernd (2003). *Einführung in die Phonetik*. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- Ramers, Karl-Heinz (1999a). Vokalquantität als orthographisches Problem: Zur Funktion der Doppelkonsonanzschreibung im Deutschen. *Linguistische Berichte* 177: 52–64.
- Ramers, Karl-Heinz (1999b). Zur Doppelkonsonanzschreibung im Deutschen: Eine Replik. *Linguistische Berichte* 179: 350–360.
- Vieregge, Wilhelm H. (1989). *Phonetische Transkription. Theorie und Praxis der Symbolphonetik*. Stuttgart: Steiner-Verlag-Wiesbaden.

Bernt Ahrenholz: Verweise mit Demonstrativa im gesprochenen Deutsch. Grammatik, Zweitspracherwerb und Deutsch als Fremdsprache. Berlin, New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen 17). XI + 391 Seiten.

MARKUS TÖNJES

Mit dieser Arbeit liegt erstmals eine empirisch ausgerichtete Untersuchung vor, in der die Demonstrativa *dieser/dieseldieses* und *der/die/das* funktional und formal näher analysiert und miteinander verglichen werden; der Fokus liegt dabei auf didaktischen Aspekten des Fremdspracherwerbs. Der Verfasser vertritt die Sicht, „dass didaktische Entscheidungen im Fremdsprachenunterricht [...] immer auch eine profunde linguistische Basis haben sollten“ (4).

Anhand eines Gesprächsausschnittes skizziert der Autor zunächst, mit welchen sprachlichen Mitteln in einem Gespräch Referenten eingeführt und wieder aufgenommen werden. Durch dieses einleitende Beispiel wird die Funktionsweise der in der Arbeit thematisierten Demonstrativa *dieser/dieseldieses* und *der/die/das* illustriert. Dabei wirkt einzig die Annahme einer „Nullanapher“ („ \emptyset is ja n-schönes + Exemplar“) wenig überzeugend. Nullelemente sind innerhalb der linguistischen Forschung umstritten, was an dieser Stelle hätte zumindest erwähnt werden müssen (vgl. u. a. Löbner 1986).

Im Anschluss an diesen kurzen Gesprächsausschnitt grenzt Ahrenholz den Untersuchungsgegenstand dann auf die Demonstrativa *dieser/dieseldieses* und *der/die/das* ein. Er wählt für seine Analyse einen „multiperspektiven“ Ansatz (4 ff.). Damit ist nichts anderes gemeint als das Ineinandergreifen verschiedener linguistischer und didaktischer Teilbereiche. Er geht von fünf Untersuchungsbereichen aus, die bei der Konzeption

der „didaktischen Entscheidungen“ für den Fremdsprachunterricht von Relevanz seien. Dabei handelt es sich um Fremdsprachen-Unterricht, Grammatiken, Zweitspracherwerb, sprachwissenschaftliche Analysen sowie Geprochene-Sprache-Forschung/Textlinguistik. Das genaue Verhältnis und auch die inhaltliche Abgrenzung der einzelnen Teilbereiche zueinander bleiben aber ungenau. So ist nicht verständlich, auf welche Disziplinen sich die „sprachwissenschaftlichen Analysen“ beziehen; es wird auch nicht deutlich, warum Ahrenholz die „Gesprochene-Sprache-Forschung“ und die „Textlinguistik“ als ein Gebiet zusammenfasst und nicht unter dem Bereich der sprachwissenschaftlichen Analysen subsumiert. Insgesamt geht es dem Autor darum, dass man bei der didaktischen Konzeption im Fremdsprachenunterricht stärker auf linguistische Forschungsergebnisse zurückgreifen sollte, um etwas über den faktischen Sprachgebrauch zu erfahren; zudem seien Demonstrativa bisher nur unzureichend aus Sicht der gesprochenen Sprache betrachtet worden.

Die von Ahrenholz beschriebene Abgrenzung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache ist etwas zu starr. Gerade mit Blick auf den aktuellen Forschungsstand sollte man davon ausgehen, dass es einzelne Varietäten zwischen der geschriebenen und gesprochenen Sprache gibt (vgl. dazu Koch & Oesterreicher 1985 oder zum Begriff des Varietätenpektrums Schmidt 1998). Es wäre zudem sinnvoll gewesen, in diesem ersten Kapitel relevante Grundbegriffe, wie etwa das Verhältnis zwischen anaphorischem und deiktischem Gebrauch, näher zu erläutern. Leider geht der Verfasser auf zentrale Termini erst im zweiten Kapitel ein.

Das zweite Kapitel besteht aus einer gründlichen Diskussion der bisherigen Forschungsliteratur. Ahrenholz differenziert dabei zwischen linguistischen Grammatiken (zum Beispiel Zifonun et al. 1997), Lernergrammatiken (unter anderem Helbig & Buscha 2001 oder Thurmair 2000) und sprachwissenschaftlichen Analysen (zum Beispiel Himmelmann 1997). Dies wird auch am Aufbau des Kapitels deutlich. Man kann sich fragen, ob eine alternative Gliederung nach formalen und funktionalen Kriterien der Pronomina nicht übersichtlicher gewesen wäre; man hätte zum Beispiel zunächst auf die formalen Unterschiede zwischen *dieser/diesel/dieses* und *der/die/das* eingehen können. Zudem hätte Ahrenholz bereits an dieser Stelle betonen müssen, dass er sich vor allem bei *der/die/das* auf den pronominalen selbständigen Gebrauch bezieht.

Zunächst setzt sich Ahrenholz mit dem Demonstrativpronomen *dieser/diesel/dieses* auseinander, das er zusammenfassend als *dies-* bezeichnet. Hier wird das erwähnte Problem deutlich, dass eine Erörterung zentraler Termini fehlt; so führt Ahrenholz auf S. 20 den Begriff *Anadeixis* ein, ohne ihn näher zu erläutern. Im Anschluss daran geht der Verfasser ausgehend von linguistischen Grammatiken auf die formale Gestalt des Demonstrativums *dies-* sowie dessen semantische und pragmatische

Funktionen ein. Er stellt zunächst dar, wie *dieses/dieser/diese* und *der/die/das* (hier in der Verwendung als Demonstrativpronomen) in das Wortartenschema eingeordnet werden, um dann auf semantische und funktionale Aspekte der Verwendung von *dies-* einzugehen. Die Literaturdiskussion wirkt an einigen Stellen leider recht unübersichtlich, was nicht zuletzt an der Vielzahl unterschiedlicher Herangehensweisen anderer sprachwissenschaftlicher Untersuchungen liegt, auf die Bezug genommen wird. Ahrenholz setzt sich intensiv und kritisch mit der Forschungsliteratur auseinander, verliert sich aber an einigen Stellen zu sehr im Detail, sodass die Ausgangsfrage leicht aus dem Blick gerät. Das könnte gerade mit Blick auf den möglichen Rezipientenkreis der DaF-Lehrenden nicht unproblematisch sein.

Im Zusammenhang mit *der/die/das*, das Ahrenholz als d-Pronomen bezeichnet, fällt ebenfalls eine akribisch durchgeführte Literaturdiskussion auf. Er konzentriert sich auf die pronominale, selbständige Verwendung des Demonstrativums. Der Gebrauch von *der/die/das* in adnominaler Stellung als definitiver Artikel wird in diesem Kapitel nicht weiter behandelt, ebenso wenig, dass *der/die/das* auch als Demonstrativpronomen adnominal vorkommt. Hier hätte man mögliche Abgrenzungskriterien zumindest erwähnen müssen (vgl. etwa Thieroff 2000: 141 ff.). Im Anschluss daran werden *der/die/das* und *dieser/dieses/dieses* verglichen. Ein Ergebnis ist, dass sich „in Bezug auf die Gebrauchskontexte [...] völlig andere Schwerpunkte gezeigt“ (133) haben. So seien zum Beispiel Bezugnahmen „auf gemeinsames spezifische[s] Wissen (anamnestischer Gebrauch)“ (ebd.) nur mit *dies-* + Nomen möglich, jedoch nicht mit *der/die/das*. Schließlich werden beide Demonstrativa aus Sicht des Zweitspracherwerbs vorgestellt. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Reihenfolge der Demonstrativa. Dieser Punkt wird im empirischen Teil der Arbeit erneut aufgegriffen und anhand der verwendeten Korpora näher analysiert.

Es wäre an dieser Stelle interessant gewesen, stärker auf den Erwerb der Demonstrativa während des L1-Erwerbs einzugehen und diesen dem Zweitspracherwerb kontrastiv gegenüberzustellen. So bleibt es leider nur bei einer kurzen Anmerkung, ohne dass andere Arbeiten dazu erwähnt werden (wie zum Beispiel Parodi 1998, die sich mit dem bilingualen Erstspracherwerb beschäftigt). Beendet wird das zweite Kapitel mit einer Darstellung der Demonstrativa im Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht. Dabei geht es um didaktische Aspekte bei der Vermittlung der Demonstrativa aus Sicht des Erwerbs der kommunikativen Kompetenz. Dieser Abschnitt dient als Grundlage für eine empirisch ausgerichtete Lehrwerksanalyse, die er in einem späteren Teil seiner Arbeit vorstellt (317 ff.). Ansonsten überschneidet sich dieser Teil des Literaturkapitels mit der Analyse der jeweiligen Lernergrammatiken. Der Autor kommt

am Ende des zweiten Kapitels zu dem Ergebnis, dass eine umfassende Beschreibung demonstrativer Verweismittel ebenso wie ein Vergleich der Unterschiede und Gemeinsamkeiten von *dies-* und *der/die/das* fehle. Gerade aus Sicht des Fremdsprachenunterrichts sei es wichtig, auch auf den anamnestischen Gebrauch (s. u. a. Himmelmann 1997: 61 ff.) näher einzugehen.

Im dritten Kapitel stellt Ahrenholz seine Datenbasis vor. Er kontrastiert bei der Untersuchung die Daten deutscher Muttersprachler mit denen von vier L2-Lernern. Die ausgewählten Korpora bestehen aus Filmnacherzählungen, Instruktionsaufgaben, Meinungsäußerungen, Problemlösungen und subjektiven Erzählungen sowie Mitschnitten verschiedener Sprechstunden. Bei den Zweitsprachlern greift der Verfasser größtenteils auf zwei Longitudinalstudien zurück, in denen der L2-Erwerb von vier Sprechern untersucht wurde. Man kann sich grundsätzlich fragen, ob diese Datenmenge für eine generalisierende Aussage über die Erwerbsreihenfolge ausreicht; andererseits ist es aufgrund einer kleineren Probandenmenge möglich, detailliertere Aussagen zu machen, als es bei einer größeren der Fall wäre. Wie bereits erwähnt, hätte man in diesem Zusammenhang auch gut auf den L1-Erwerb eingehen können.

Im vierten Kapitel werden die Ergebnisse der Untersuchung mit Blick auf deutsche Muttersprachler vorgestellt und diskutiert. Zunächst geht der Autor auf das Vorkommen der Demonstrativa in den verwendeten Korpora ein. Dazu erfolgt ein Überblick über die Anzahl der verschiedenen flektierten Formen von *dies-* in den zugrunde liegenden Korpora; besonders häufig ist *diese* belegt. Im Anschluss setzt er sich mit den Verwendungskontexten, in denen *dies-* vorkommt, auseinander; dabei zeigt er, dass *dies-* vor allem bei anamnestischen Gebrauch von zentraler Relevanz ist, um auf gemeinsames spezifisches Wissen zu referieren. Insgesamt belegt Ahrenholz' Untersuchung, dass *dies-* für L1-Sprecher ein wichtiges Verweismittel ist, das vor allem innerhalb situativer Kontexte vorkommt.

Bei der Analyse von *der/die/das* geht Ahrenholz zunächst auf die Kriterien ein, nach denen er das Demonstrativpronomen von den homonymen Formen des definiten Artikels und des Relativpronomens abgegrenzt hat. Er macht es sich allerdings zu einfach, wenn er schreibt, dass „zu dem bestimmten Artikel [...] alle adnominalen Vorkommen von *der, die, das* gezählt“ werden, auch wenn es sich um Vorkommen mit „demonstrativen Charakter“ handle (215). Denn was genau er darunter versteht, lässt er leider vollkommen offen. Anhand seiner Daten belegt der Verfasser immerhin, dass bei *der/die/das* zumindest für den pronominalen selbstständigen Gebrauch „keine besonders auffallende Betonung“ (230) vorliege. Gesamtergebnis ist, dass Verweise mit *der/die/das* in den untersuchten Korpora bei deutschen L1-Sprechern häufiger belegt sind als

solche mit *dieser/dieseldieses*. Von besonderer Bedeutung ist dabei vor allem *das*, da es den wenigsten Restriktionen mit Blick auf den Gebrauchskontext unterliegt.

Im fünften Kapitel werden die Ergebnisse aus Sicht der „Lernervarietäten“ vorgestellt. Dabei geht Ahrenholz zunächst auf jeden Sprecher ein, um dann mithilfe des KiH-Korpus verallgemeinernde Aussagen machen zu können; er zeigt, dass das Demonstrativum *dies-* für L2-Lerner ein wichtiges Mittel ist, um auf einen Gegenstand zu referieren, gerade auch im Zusammenhang mit Wortfindungsproblemen. Auch in den Lernervarietäten ist *das* am häufigsten belegt, was nach Ahrenholz vor allem auf die Verwendung fester Formeln wie *das ist* zurückzuführen ist. Mit Blick auf die Erwerbsreihenfolge des d-Pronomens argumentiert er dafür, dass man zwischen Determinatoren und Pronomen differenzieren muss: So werde zum Beispiel *das* zuerst als Demonstrativum verwendet, während *der, die, den* und *dem* zunächst nur als Determinatoren gebraucht würden. Auch an dieser Stelle vermisst man eine genaue Differenzierung zwischen adnominal und pronominal gebrauchten *der/die/das*.

Im sechsten Kapitel schließlich werden exemplarisch zwei DaF-Lehrwerke vorgestellt und mit Blick auf die explizite und implizite Vermittlung der Demonstrativa untersucht; dabei handelt es sich um die Lehrwerke *Deutsch aktiv* und *Eurolingua*. Ahrenholz kommt zu dem Schluss, dass beide Lehrwerke nicht dem Sprachgebrauch entsprechen, da der Unterschied zwischen *dieser/dieseldieses* und *der/die/das* in beiden nicht ausreichend thematisiert wird. An dieser Stelle wird mit Rückgriff auf die Ergebnisse der Untersuchung sehr gut der Nutzen linguistischer Forschungsergebnisse für die Konzeption von DaF-Lehrwerken demonstriert.

Beendet wird die Arbeit mit einem umfassenden Resümee, in dem alle relevanten Ergebnisse noch einmal mit Blick auf die Untersuchungsfrage zusammengefasst werden. Insgesamt ist Ahrenholz' Darstellung sehr gründlich, was vor allem an der umfassenden Literaturdiskussion und der Darstellung der Ergebnisse deutlich wird. Aufbauend auf dieser Arbeit wäre eine Diskussion über die Gestaltung von DaF-Lehrwerken mit Blick auf die linguistische Forschung von großem Nutzen.

Markus Tönjes

Bonn (markus.toenjes@uni-bonn.de)

Literatur

- Helbig, Gerhard & Joachim Buscha (2001). *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. 18. Auflage. Berlin, München: Langenscheidt.
- Himmelman, Nikolaus P. (1997). *Deiktikon, Artikel, Nominalphrase. Zur Emergenz syntaktischer Struktur*. Tübingen: Niemeyer.

- Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (1985). Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. *Romanistisches Jahrbuch* 36: 15–43.
- Löbner, Sebastian (1986). In Sachen Nullartikel. *Linguistische Berichte* 101: 64–65.
- Parodi, Teresa (1998). *Der Erwerb funktionaler Kategorien im Deutschen. Eine Untersuchung zum bilingualen Erstspracherwerb und zum Zweitspracherwerb*. Tübingen: Narr.
- Schmidt, Jürgen Erich (1998). Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte. In *Regionale Sprachgeschichte*, Werner Besch & Hans Joachim Solms (Hgg.), 163–179. *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 117, Sonderheft.
- Thieroff, Rolf (2000). *Morphosyntax nominaler Einheiten im Deutschen*. Habilitationsschrift, Universität Bonn.
- Thurmair, Maria (2000). *Langenscheidts Kurzgrammatik Deutsch*. Berlin, München: Langenscheidt.
- Zifonun, Gisela et al. (1997). *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter.

Heinz Vater: Referenz-Linguistik. München: Wilhelm Fink 2005 (Uni-Taschenbücher 2685). 206 Seiten.

IGOR TROST

Das vorliegende, eine empfindliche Lücke in der Studienliteratur schließende Studienbuch basiert auf Vorlesungen und Forschungen Vaters zur Referenzsemantik, Raum- und Zeitlinguistik.

Referenz (Kapitel 1) stellt nach Vater als semantisch-kognitives Phänomen Bezüge sprachlicher Ausdrücke auf außersprachliche Einheiten einer konzeptuellen bzw. aus dem Bewusstsein „projizierten Welt“ her. Referenzbeziehungen seien erst durch den textuellen Zusammenhang erschließbar. Nach Vater ist das *Referenzpotential* mengentheoretisch und extensional, d. h. es beinhaltet „die Menge aller Elemente, auf die eine Bezeichnung zutrifft“, im Gegensatz zu dem mengentheoretisch intensionalen *Sinn*, der „die Merkmalsmenge, durch die eine Menge gekennzeichnet ist“, beinhaltet (14). Ein Lexem, so Vater, verfügt über ein *Referenzpotential*, eine geäußerte Phrase oder ein geäußerter Satz über *Referenz*. Beide weisen *Sinn* auf.

Durchaus kritisch beurteilt Vater die von Searle (1965/1969) in seinen Forschungen zu den Sprechakten geäußerten Auffassungen zur *Referenz*. Vater stört insbesondere, dass auch noch in späteren Publikationen von Searle (1983) ebenso wie bei Brinker (1999) im Propositionsakt strikt zwischen einem Referenz- und einem Prädikationsakt unterschieden wird. Nach Vater kann auch innerhalb der *Prädikation* referiert werden, v. a. dann, wenn man mit Davidson (1967) die Ereignis- bzw. Situationsreferenz berücksichtigt.

Deixis definiert Vater als „Referenz auf die Sprechsituation bzw. ihre Bestandteile“ (17). In Auseinandersetzung mit Bühlers (1934) „Sprach-

theorie“ zählt er nur die Kataphorika, jedoch nicht die Anaphorika zur Deixis. Die Anaphorika gehörten nur zur *Referenz*. Im Vordergrund seiner Ausführungen zum *Gedächtnis* stehen die Unterschiede zwischen Kurz- und Langzeitgedächtnis. Vater wendet sich in einem *Exkurs* (Kapitel 2) gegen die umgangssprachliche wie fachsprachliche Vermischung von *Wort* und *Begriff*; Wort sei eine Spracheinheit, Begriff dagegen eine Einheit des Denkens. Nach einem Rückblick auf die wissenschaftsgeschichtlichen Grundlagen der *Referenzforschung* (Kapitel 3) werden die wichtigsten linguistischen *Referenzbereiche* eingeführt, nämlich die Situations-, Ding-, Ort- und Zeitreferenz (Kapitel 4).

Im Zusammenhang mit der *Situationsreferenz* (Kapitel 5) lehnt Vater die früher in der Forschung vertretene Auffassung von Referenz ab, dass nämlich allein NPs bzw. DPs im Rahmen der Dingreferenz referieren können. Auch Phrasentypen mit nichtsubstantivischem bzw. nichtdeterminatorischem Kopf wie VP, AP und PP sowie ganze Sätze können referieren. Sätze können sowohl auf *Sachverhalte* und *Tatsachen* als auch auf räumlich wie zeitlich eingrenzbar Situationen referieren. Dynamische Situationen bezeichnet Vater als *Ereignisse*, statische als *Zustände*. Die Situationsreferenz betrachtet er als der Ding-, Orts- und Zeitreferenz übergeordnet. Als Bausteine seiner „Situations-Theorie“ benennt er Individuen, Eigenschaften, Relationen und Orte, deren Kombination abstrakte Situationen ergebe, von denen einige in der Realität vorkämen. Da nach Vater auch unwahren Aussagen Satzcharakter zukommt, lehnt er folgerichtig die Beschränkung der Situationsreferenz auf wahre Sätze ab. Nach einer Diskussion der Darstellbarkeit von Situationsreferenz mit dem Modell Jackendoffs (1983) zur Darstellung konzeptueller Strukturen und deren Relationen zu syntaktischen Strukturen wendet sich Vater den koreferenten Situationen zu. Dabei problematisiert er die alleinige Definition von Ereignisidentität mit temporaler Identität in Teilen der Forschung und diskutiert die Koreferenz im Rahmen der (Nicht-)Verbalisierung des Agens bei Diathesen.

Den klassischen Fall der Referenz, die *Dingreferenz* als Referenz auf Unbelebtes wie Belebtes, behandelt Vater in Kapitel 6. Auf Dinge können nur NPs bzw. DPs – hierunter subsumiert Vater auch die Pronomina – verweisen. Jedoch verweisen nicht alle NPs bzw. DPs auf Dinge, wie z. B. die Verbal- und Adjektivabstrakta. Im Vorfeld schließt sich Vater in Übereinstimmung mit Haider (1988) der neueren Auffassung der generativen Grammatik an, dass terminologisch Determinansphrasen den Nominalphrasen vorzuziehen sind.

Bei der Behandlung der Referenz von *Kennzeichnungen* (*description*), von deren Koreferenz, des Gebrauchs von Proformen sowie deren attributiver, „nicht-referenzieller“ Verwendung stellt Vater klar, dass Pronominalisierungen semantisch-konzeptuell und nicht – wie lange in der

Forschung angenommen – syntaktisch gesteuert sind. Vater relativiert damit den Existenzpräsuppositionsbegriff von Searle (1969), indem er auf die Problematik der Klassifikation von attributiven Kennzeichnungen aufgrund der zum Sprechzeitpunkt noch nicht existenten Referenz als nicht-referenziell verweist; denn die Existenz eines Referenten der attributiven Kennzeichnungen werde in der Zukunft präsupponiert.

Den *Eigennamen* weist Vater in Auseinandersetzung mit älteren philosophischen Theorien bis auf Kose-, Spott- und Gattungsnamen keinen Sinn zu. Eigennamen haben damit nur Extension, keine Intension. Daran anschließend diskutiert Vater die unterscheidenden Kennzeichen von *Determination* und *Quantifizierung*. Hier stellt er besonders die von ihm vertretene Klassifikation von *ein* als Quantor und nicht als indefiniter Determinator vor (vgl. Vater 1984).

Bei der Darstellung der *Ortsreferenz* (Kapitel 7) geht Vater davon aus, dass Raum und Zeit notwendige Parameter menschlicher Kognition sind. Die Raumreferenz, so Vater, werde im Gegensatz zur Zeitreferenz oft nicht explizit ausgedrückt, sei aber v. a. in Bezug auf den Sprecherort implizit vorhanden. Damit erklärt er auch, warum Raumausdrücke seltener grammatikalisiert, z. B. als Lokativ, auftreten als die Zeitausdrücke, z. B. als Tempora und Aspekte. Die Raumreferenz unterteilt Vater in drei Typen: die statische Raumreferenz (*Positionierung*), die dynamische Raumreferenz (*Direktionalisierung*) sowie die Beschreibung von Dimensionseigenschaften eines Objekts (*Dimensionierung*).

Am Beispiel der Lokaladverbialen zeigt Vater die drei verschiedenen Möglichkeiten der Lokalisierung des Referenzobjekts auf: Diese kann *topologisch* ohne Bezug auf dessen Standort oder auf die Achsen eines Lokalisators erfolgen. Bei der *deiktischen Perspektive* dient der Sprecher als primärer Bezugspunkt in einer Tandem-Perspektive, z. B. im Hausa, oder in der im Deutschen vorliegenden Vis-à-vis-Perspektive. Eine *intrinsische Perspektive* liegt dann vor, wenn ein Lokalisator (mit asymmetrischen Achsen) den primären Ausgangspunkt für die Ortsreferenz bildet.

Die *Zeitreferenz* (Kapitel 8) kann entweder durch Tempus oder Aspekt grammatikalisiert auftreten oder lexikalisch v. a. in Form von Adverbialen, Adverbialsätzen oder Adjektiven in adverbialer Funktion. Zeit ist für Vater nicht selbst Wahrnehmungsobjekt, sondern Attribut der Ding-Wahrnehmung, da Dinge sich verändern und bewegen können. Hiermit verbindet er die *Zeitwahrnehmung* und *Zeitmessung* mit der Ding- und der Ortsreferenz. Im Gegensatz zur Beschreibung eines tatsächlichen physikalischen Raumes durch Raumrelationen stellen die Zeitrelationen *Vergangenheit* und *Zukunft* nur komplexe psychologische Konstrukte und keine real existierenden Zustände dar: Zeitreferenzen werden damit als relativ eingestuft.

Thematisiert werden auch die unterschiedlichen Definitionen von *Tempus* und den *Tempora des Deutschen*, wobei auf die intrinsische Relation (= Relation zwischen Ereignis- und Referenzzeit) und die kontextuelle Relation (= Relation zwischen Referenz- und Sprechzeit) der *Tempora* im Deutschen sowie auf deren deiktische Interpretation (= Relation zwischen Ereignis- und Sprechzeit) eingegangen wird. Vater kommt zu dem Schluss, dass es in der deutschen Standardsprache keinen Aspekt gibt und die für Perfekt und Plusquamperfekt in der Forschung angenommenen aspektuellen Merkmale sich besser rein temporal erklären lassen. Er geht jedoch von Aktionsarten im Deutschen aus, welche die seiner Meinung nach temporale Interpretation des Perfekts, des Plusquamperfekts, des Doppelperfekts und des Doppelpfplusquamperfekts beeinflussen. In den *Temporaladverbialen* (Temporaladverbien, temporale Präpositionalphrasen und Temporalsätze) sieht Vater nicht-grammatikalisierte Mittel der Zeitreferenz; im Gegensatz zu Comrie (1985) lehnt er allerdings die Einstufung dieser Klasse als lexikalisch im Fall der Zugehörigkeit zu Temporalsätzen ab. Am Beispiel der Temporaladverbien problematisiert er das Verhältnis zwischen den *Tempora* und den Temporaladverbialen.

Da Kommunikation über Satzgrenzen hinausgeht, wendet sich Vater zum Schluss den *Referenzbeziehungen in Texten* zu (Kapitel 9). Nach der Analyse von Koreferenzen v. a. mit den Netzwerk-Diagrammen nach de Beaugrande & Dressler (1981) geht er über zur Analyse *referenzieller Bewegungen in Texten* nach dem Modell von Klein & von Stutterheim (1987), um dann die kognitiven Voraussetzungen für das *Textverstehen* darzulegen. Abschließend verbindet Vater das Analyse-Modell von Klein & von Stutterheim (1987) zur *referenziellen Bewegung* mit Ansätzen von Ducrot (1989) und Pérennec (1994) zur *Textpolyphonie*, die in indirekter Rede beim Referat von Gedanken Dritter durch den Erzähler neben diesem einen zweiten Sprecher sehen.

An die *Zusammenfassung* (Kapitel 10) schließen sich eine sehr ausführliche Bibliographie, ein Quellenverzeichnis und ein sehr nützliches Sachregister an. Dieses enthält alle wesentlichen Begriffe, so dass deren Definitionen leicht auffindbar sind.

Ein großer Vorzug dieses Studienbuchs liegt in der sehr klaren und übersichtlichen Darstellung. Auf diese Weise gelingt es Vater, selbst sehr komplexe Sachverhalte verständlich darzustellen. Durch die in jeglicher Hinsicht nachvollziehbaren Erklärungen aller Voraussetzungen und den durchgängigen Beleg aller Ausführungen mit vielen Sprachbeispielen ermöglicht das Buch selbst Studierenden in der Anfangsphase des Studiums den Zugang zur Referenzlinguistik. Anderen sprachwissenschaftlich Interessierten und nicht zuletzt auch Sprachwissenschaftlern vermittelt

die Lektüre dieses Buchs zahlreiche und vielfältige Anregungen wie auch manchen Erkenntnisgewinn.

Igor Trost

Passau (trost@uni-passau.de)

Literatur

- Beaugrande, Robert de & Wolfgang U. Dressler (1981). *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Brinker, Klaus (1999). *Linguistische Textanalyse*. 3. Auflage. Berlin: Erich Schmidt.
- Bühler, Karl (1934). *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Comrie, Bernard (1985). *Tense*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Davidson, Donald (1966). The logical form of action sentences. In *The Logic of Decision & Action*, Nicholas Rescher (ed.), 81–95. Pittsburg: The University of Pittsburgh Press.
- Ducrot, Oswald (1989). *Logique, Structure, Énonciation*. Paris: Editions de Minuit.
- Haider, Hubert (1988). Die Struktur der deutschen NP. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 7: 32–59.
- Jackendoff, Ray (1983). *Semantics and Cognition*. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press.
- Klein, Wolfgang & Christiane von Steutterheim (1987). Quaestio und referentielle Bewegung in Erzählungen. *Linguistische Berichte* 109: 163–183.
- Pérennec, Marie-Hélène (1994). Polyphonie und Textinterpretation. *Cahier d'Etudes Germaniques* 27: 125–135.
- Searle, John R. (1965). What is a speech act? In *Philosophy in America*, Max Black (ed.), 221–239. London: Allen and Unwin.
- Searle, John R. (1969). *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, John R. (1983). *Intentionality. An Essay in the Philosophy of Mind*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Vater, Heinz (1984). Determinantien und Quantoren im Deutschen. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 3: 19–42.